



Bayern verstehen

Heute: Tempi passati

Ja, wissen Sie denn überhaupt, was Plosive und Affrikate sind? Da fängt's nämlich schon an. So was muss man schon wissen, wenn man den Bayern und seine Art, mit der Vergangenheit umzugehen, begreifen möchte. Nein, keine Sorge, politisch wird's jetzt nicht. Aber der Bayer neigt zur Unregelmäßigkeit. Das hat er nun mal in sich, und wenn etwas gemeinhin so und so gehandhabt wird, dann macht er's mit Fleiß anders als die anderen. Besonders dann, wenn die anderen „die ganz die andern“ sind. Denn schaut man etwas genauer hin, und das zu tun empfiehlt sich durchaus hin und wieder, dann stellt man fest: Dem Individualismus oder gar Anarchismus frönt der Bayer genau so lange, wie er sich in Gesellschaft gleichgesinnter Anarchisten, vulgo Bayern, wähnt. Innerhalb dieser Gruppe freilich weicht der Nonkonformismus schnell dem Schonkonformismus. Mia san mia, heißt's dann im Bemühen, sich der Angehörigkeit zur Gruppe und damit auch des Rückhalts derselben zu vergewissern. Aber nun geraten wir schon tief ins Dickicht der bayerischen Seele, dabei geht es uns an dieser Stelle doch nur um Vergangenheit und Sprache – um ein Tempus, wie der Humanist, spricht: der Bayer, sagen würde. Denn der, das weiß man, ist ein Mann des Wortes. Wobei es der Singular meist ganz gut trifft. Benutzt er aber dann doch mal mehrere am Stück, kann man auch hier unschwer den Hang zur Unregelmäßigkeit ausmachen. So kann es durchaus passieren, und damit wären wir nun endlich bei der Vergangenheit, so kann es also passieren, dass der Bayer aus purem Eigensinn und ohne jede Scheu vor dem Paradoxon regelmäßig beugt, wo der gemeine Deutsche die unregelmäßige Beugung bevorzugt – um gerade dadurch seinen Hang zur Unregelmäßigkeit zu unterstreichen. Es klingt kompliziert, ist es aus bayerischer Sicht jedoch keineswegs.

Ein Beispiel: „Ich habe mir gedacht“, sagt der Preuße, womit wir im Folgenden des schöneren Antagonismus wegen schlicht einen hochdeutschen Muttersprachler bezeichnen wollen, obwohl der Infinitiv des gemeinten Verbs natürlich nicht „dachen“, sondern „denken“ lautet. „Danken“ wird zu „gedankt“, „lenken“ zu „gelenkt“, aber „denken“ – so viel Spaß muss sein, denkt sich der Preuße – wird nun plötzlich zu „gedacht“. Hat er sich nun aber gedacht, der Bayer werde diesen Jux schon mitmachen, hat er falsch gedenkt. „Hab's ma denkt“, sagt der nämlich und denkt sich nichts dabei. Und glauben Sie jetzt nicht, der Bayer beließe es beim Denken. Nein, „I hob'm kennt“, sagt er beispielsweise, wenn er jemanden gekannt hat. Und gab es ein Feuer, hat's „brennt“, nicht gebrannt. Dass die Vorsilbe „ge-“ hierbei oft unter den Tisch fällt, braucht uns nicht weiter zu verwundern: Das unbetonte „e“ wird im Bairischen eh gern verschluckt – sei es aus kulinarischen Gründen oder aus solchen der Zeitersparnis; aus „gesagt“ wird also „gsogt“. Beginnt der Wortstamm allerdings wie in den obigen Beispielen mit einem sogenannten Plosiv (b, d, g, p, t, k, q) oder einem Affrikat (z), tut sich der Bayer eine solche zungenbrecherische Aussprache wie „gdenkt“ gar nicht erst an, sondern spart sich das „g“ gleich auch noch. Und wenn er dann Hilfsverben wie „müssen“ oder „können“ konjugieren muss, spart er sich gleich komplett die gesamte Partizipbildung und nimmt einfach den Infinitiv: „I hob wortn miassn“, sagt er dann. Oder: „Der hod fei redn kenna. Des is bestimmt a Gschdu-diada gwen.“ Interessant dabei: So gern der Bayer die Vorsilbe „ge“ weglässt – dem Studierten dichtet er sie an. Eigen ist er halt. Dass wir hier ausnahmslos vom Perfekt sprechen, hat einen einfachen Grund: Der Bayer kennt so gut wie kein Imperfekt. Eine Ausnahme macht er allenfalls mal bei Hilfsverben: „I war“ sagt er schon auch, was jedoch weitere Probleme aufwirft, da es sowohl den Indikativ („Ich war“) als auch den

Konjunktiv („Ich wäre“) bezeichnen kann. Aber das ist eine andere Geschichte. Seine grammatikalischen Extrawürschtl brät sich der Bayer freilich auch bei Verben, die im Hochdeutschen regelmäßig gebeugt werden. Dann greift er stur zu einem unregelmäßig, also stark gebeugten Partizip, wo im Hochdeutschen keines hingehört, und schreckt dabei auch vor Verwechslungsgefahren nicht zurück. Wenn sich also etwa der Preuße auf ein Klingeln des bayerischen Besuchers hin zu viel Zeit lässt, um die Tür zu öffnen, und dieser dann darauf hinweist, er habe doch gelitten, sollte dies keinesfalls als wehleidige Klage ob der langen, einsam vor der Tür zugebrachten Zeit miss-, sondern lediglich als bairisches Partizip Perfekt des Verbs „läuten“ verstanden werden. Weniger Gefahr eines Missverständnisses, aber dieselbe Logik verbirgt sich hinter Formen wie „gschniebn“ (geschneit), „gstrifft“ (gestreift), „gwunsch“ (gewünscht) oder „derwusch“ (erwischt). Besonders schön auch: „Mei, hob i mi gforcht.“ („Was habe ich für Ängste ausgestanden!“) Bisweilen behaupten Bayern sogar nach einem herzhaften Hatschi, sie hätten gegessen. Ob es sich dabei tatsächlich um Dialekt oder mehr um eine Gaudi handelt, ist wissenschaftlich noch nicht endgültig geklärt. Und selbst hilfsverbsmäßig, dieser letzte Exkurs sei uns gestattet, artikuliert sich bei der Perfektbildung die besondere Philosophie bayerischer Denker und Sprecher. In der Regel, da sind sich Norden und Süden noch einig, bildet man das Perfekt mit dem Hilfsverb „haben“. In einigen Ausnahmefällen wie den Verben der Bewegung bedient man sich des Hilfsverbs „sein“: „Ich bin gegangen“, „ich bin geflogen“. Dagegen heißt es (zumindest im Hochdeutschen): „Ich habe gestanden.“ Der Bayer ist sich jedoch bewusst, dass letzten Endes alles in Bewegung ist. Ergo sagt er: „I bin gstandn.“ Oder: „I bin gssess.“ Das Stehen und das Sitzen sind halt auch nur Bewegungszustände – nur eben sehr, sehr langsame.

Dominik Baur